

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 142.

Dienstag, 22. Juni.

1915.

## Um die Beute.

(Nachdruck verboten.)

(19. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortman.

„Ich will nicht fragen, wohin Sie gehen, denn wenn es Ihre Absicht wäre, mich zu betrügen, würden Sie mir ja doch nicht die Wahrheit sagen. Aber ich will wissen, wann Sie wiederkommen, denn ich würde ein zielloses Warten nicht ertragen.“

„Morgen schon werde ich zurück sein.“

„Ist das ganz gewiß?“

„Ganz gewiß.“

„Aber es könnte sich etwas Unvorhergesehenes ereignen, das Sie zurückhält. In diesem Fall müssen Sie mir sofort Nachricht geben.“

Er versprach auch das. In dem heißen Verlangen, endlich fortzukommen, würde er jeden Eid geleistet haben, den sie von ihm verlangte. Schon war er auf dem Wege zur Tür, da kam ihm eine neue Befürchtung.

„Und Hartmann? Er ist in seinem Zimmer, ich habe ihn noch vor wenigen Minuten gehört. Es wäre nicht das erste Mal, daß er mir folgte.“

„Ich werde zu ihm hineingehen, um ihn festzuhalten. Nach fünf Minuten können Sie sich unbeforgt entfernen.“

Sie reichte ihm noch einmal die Hand. Dann eilte sie hinaus, um mit vollkommen unbefangener Miene an die Zimmertür des Herrn Bruno Hartmann zu klopfen. Von drinnen ertönte ein liebenswürdiges „Herein!“, und sie trat über die Schwelle.

„Sie haben geklingelt? Was steht zu Diensten.“

Mit einem erfreuten Lächeln war er auf sie zu getreten. „Nein, ich habe nicht geklingelt, Fräulein Hanna. Aber ich habe trotzdem einen Wunsch.“

„Und der wäre?“

„Den Wunsch, daß Sie mir wieder einmal auf ein Viertelstündchen Gesellschaft leisten. Da ich Ihren Vater vorhin fortgehen hörte, haben wir ja keine Störung zu befürchten.“

Hanna drückte die bis dahin offen gebliebene Tür hinter sich ins Schloß und kam ein paar Schritte weiter ins Zimmer hinein. „Wenn Sie mit einem Viertelstündchen zufrieden sind, und wenn Sie mir versprechen, sehr artig und vernünftig zu sein —“

Er leistete dieses Versprechen damit, daß er ihre Hand ergriff und sie mit Küffen bedeckte. „Sie sind ein Engel, Fräulein Hanna! Und ich hatte schon gefürchtet, daß Sie mir böse seien.“

„Böse — weshalb?“

„Weil Sie mich seit unserem letzten Ausfluge eigentlich recht schlecht behandelt haben. Aber das war wohl nur ein Zufall — nicht wahr? Sie sind mir doch noch ein klein wenig gut?“

„Ich sagte Ihnen doch, daß Sie mir Zeit lassen müssen. Wir wollen jetzt lieber von etwas anderem sprechen, sonst dürfte ich nicht bleiben. Erzählen Sie mir etwas von Ihren amerikanischen Abenteuern. Sie wissen, wie gern ich davon höre.“

Sie hatte sich auf einen Stuhl zwischen der Tür und dem Tische niedergelassen, hinter dem Bruno

Hartmann stand. Wenn er ein aufmerksamer Beobachter war, so mußte er bemerken, wie unruhig und gestreut sie bei aller Liebenswürdigkeit war. Aber er sah es nicht oder er gab sich doch wenigstens den Anschein, es nicht zu sehen, ihrem Wunsche gehorsam, fing er an, eine lustige kleine Geschichte zu erzählen, die ihm widerfahren sein sollte, schon nach den ersten Sätzen jedoch hielt er plötzlich lauschend inne. Er hatte das Anarren einer Tür gehört, die nur die Tür von Paul Grevenbergs Zimmer gewesen sein konnte.

„Wie geht es denn übrigens meinem Nachbar?“ unterbrach er seine Erzählung. „Ich hoffe, sein Befinden hat sich gebessert.“

Anscheinend gleichmütig gab Hanna zurück: „Ich glaube nicht, daß seine Krankheit bedenklich ist. In anderen Fällen würden wir ja genötigt sein, ihn ins Hospital zu bringen, denn auf eine lange Krankenpflege sind wir natürlich nicht eingerichtet.“

„Er kann also das Bett noch nicht verlassen?“

„Nein, daran ist nicht zu denken. Er liegt im Sieber und ist außerordentlich schwach.“

In diesem Augenblick fiel draußen die Korridortür ins Schloß. Bruno Hartmann heftete einen durchdringenden Blick auf Hanna, und jetzt, vielleicht unter dem Eindruck von Paul Grevenbergs voriger Auserkung, hatte auch sie zum ersten Male die Empfindung, daß etwas Unheimliches in dem Blick dieses Menschen sei. Als hätte er seine unterbrochene Geschichte vollständig vergessen, drehte sich Hartmann um, nachdem er sie ein paar Sekunden lang angestarrt hatte, und trat an das Fenster.

„Was haben Sie denn nur?“ fragte Hanna.

Er blieb ihr die Antwort schuldig, und mit beleidigter Miene stand Hanna auf.

„Sie gestatten wohl, daß ich mich wieder entferne.“

Da war er mit zwei Schritten an ihrer Seite und erfaßte ihre Hand, als wolle er sie gewaltsam zurückhalten. „Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Fräulein Hanna“, sagte er in hörbarer Erregung. „Darum also dieser unerwartete Besuch! Sie wollten Ihrem Schützling den Weg frei machen und wollten mich hindern, ihm zu folgen.“

Mit erschauertem Untwillen, aber mit innerer Beherrschung freite Hanna ihre Hand. „Was wollen Sie von mir? Ich verstehe Sie nicht.“

„O, geben Sie sich keine Mühe. Meine Augen sind scharf, und wenn der Mann, der soeben das Haus verließ, auch den Mantel Ihres Vaters trug, so habe ich darum doch Herrn Paul Grevenberg in ihm erkannt. Diese angebliche Krankheit war nichts als eine Komödie, um ihm das Fortkommen zu erleichtern. Sie haben ihn dazu verholten, und Sie wissen ungewißhaft auch, wohin er geht. Ich verlange, daß Sie es mir sagen.“

„Sie sind von Sinnen. Auch wenn sich alles so verhielte, wie Sie da vermuten — woher nehmen Sie das Recht, irgendwelche Auskünfte zu fordern oder Nach-

schaft von mir zu verlangen? Welches Interesse haben Sie überhaupt an dem Manne?"

"Das selbe Interesse vielleicht, das Ihr Herr Vater an ihm nimmt. Aber wir wollen uns jetzt nicht mit solchen Erörterungen aufhalten, dazu ist mir die Zeit zu kostbar. Es muß Ihnen genug sein, daß ich alles durchschaue. Ich mußte, daß sich heute etwas Besonderes hier vorbereite, ich mußte es seit dem Augenblick, da Ihre Mutter so hastig hereinkam, um das Kurzbuch aus meinem Zimmer zu holen. — Sie wollen mir also nicht sagen, wohin er gegangen ist?"

"Ich kann nicht — denn ich weiß es selbst nicht."

"Gut denn, da Sie es nicht anders wollen. Ich weiß ja zum Glück, unter welchem Namen dieser Herr Grevenberg seine Beute zu erheben und das Weite zu gewinnen sucht. Man wird Mittel finden, ihm den Weg zu verlegen." Er riß seinen Überrock vom Haken.

Ganna aber, zum Lode erschrocken, umklammerte seinen Arm. „Um Gottes willen, sagen Sie mir die Wahrheit! Sie sind nicht der, für den Sie sich hier ausgegeben haben. Sie haben mich schändlich betrogen, denn Sie sind ein Spion der Polizei.“

"Nein, das bin ich nicht, wenn ich auch freilich nicht der harmlose Tagedieb bin, für den Sie mich gehalten haben. Ich bin beauftragt, diesen Spitzbuben an der Sicherung seines Raubes zu verhindern, und es wäre mir sehr lieb, wenn ich es ohne Hilfe der Polizei hätte bewirken können. Nun aber, da er mir mit Ihrer Hilfe entslüpft ist, bleibt mir kein anderer Weg."

Trotz ihrer furchtbaren Erregung hatte Ganna blitzschnell den rettenden Entschluß gefaßt. „Hören Sie mich an“, stieß sie hastig hervor. „Ich will Ihnen alles sagen. Sie sind im Irrtum, wenn Sie glauben, daß es mir darum zu tun sei, diesem Grevenberg zu helfen. Alles, was ich tat, geschah auf den Wunsch meines Vaters und im Einverständnis mit ihm. Wenn es hier einen Betrüger gibt, so ist es einzig der Mann, den Sie für meinen Schützling halten.“

Misträuisch forschte er in ihrem Gesicht, aber er konnte daran nichts lesen, das ihm die Gewißheit ihrer Aufrichtigkeit gegeben hätte. „Versuchen Sie nicht, mich zu täuschen! Es wäre ein zweckloses Bemühen.“

"Nein, ich täusche Sie nicht. Mein Vater hat diesem Grevenberg bei seiner Entlassung aus dem Gefängnis aufgelauret und hat ihn in unser Haus gezogen, weil er ihm sein Geheimnis zu entlocken und sich einen Teil der Beute zu sichern hoffte. Aber der andere war vorsichtiger und klüger, als wir es erwarteten. Niemals würde er meinem Vater offenbart haben, wo er seinen Schatz verborgen hält. Darum mußte ich alle Klünste aufwenden, um sein Vertrauen zu gewinnen. Es war eine widerwärtige Aufgabe, aber es ist mir gelungen, sie zu lösen. Er glaubte in mir eine Bundesgenossin gefunden zu haben, und ich hatte ihn überredet, gemeinsam mit mir zu entfliehen. Mein Vater sollte uns heimlich folgen und ihn, durch mich unterrichtet, in dem Augenblick überraschen, wo Grevenberg das Geld aus seinem Versteck holte. Da kam diese Erkrankung, die wirklich keine Komödie gewesen ist. Wir mußten fürchten, daß er sterben und sein Geheimnis mit ins Grab nehmen könnte. Deshalb bot ich noch einmal alles auf, es ihm zu entreißen. Und in seinem fieberhaften Zustande war er weniger vorsichtig und bedacht als sonst. Er verriet, daß er die entwundene Summe auf dem Friedhofe zu Brandenstein, den er von einem früheren Aufenthalt her kannte, unter einem Grabstein verborgen habe. Er machte mir auch eine Skizze von der Lage des Grabes, und diese habe ich meinem Vater gegeben. Deshalb hatte mein Vater es vorhin so eilig, das Haus zu verlassen. Er befindet sich jetzt schon auf dem Wege nach Brandenstein. Aber es mußte uns natürlich zugleich darauf ankommen, Grevenberg von hier fortzuschaffen, und ich habe ihn deshalb unter allerlei Vorwänden zur Flucht bewogen. Er glaubt, daß ich das Geld erheben und dann jenseits der Grenze, an einem Ort, den er mir noch angeben soll, mit ihm zusammentreffen werde. Das

ist die ganze Wahrheit. Nun mögen Sie tun, was Ihnen gut scheint."

Für Bruno Hartmann war viel Wahrscheinliches in dem, was das Mädchen da erzählt hatte. Er hatte von der List und Verschlagenheit dieser Familie Wendriner eine sehr hohe Meinung, und der Anschlag, den Ganna ihm soeben enthüllt hatte, konnte recht wohl in dem klugen Kopfe ihres Vaters entstanden sein. Wenn es sich aber so verhielt, mußte er alles aufbieten, um Heinrich Wendriner zuzuvorkommen. Denn nur, wenn er sich das Geld ohne Mitwirkung der Polizei verschaffte, hatte er Anspruch auf die hohe Belohnung, die ihm das Bankhaus Henning u. Co. für die Wiedererlangung der entwundenen Summe zugesichert hatte. Darum war er schnell mit seinen Entschlüssen fertig.

"Wenn Sie mich jetzt belogen haben, Fräulein Ganna, so haben Sie sehr unklug gehandelt, denn es würde niemand einen Vorteil davon haben — Grevenberg sicherlich am allerwenigsten. Sie schütteln den Kopf. Ich soll Ihnen also glauben? Nun wohl, mag es sein. Wollen Sie mir versprechen, sich während der nächsten vierundzwanzig Stunden ruhig zu verhalten? Es wird Ihr und Ihres Vaters Nachteil nicht sein. Denn da wir Ihnen die Herbeischaffung des Geldes in erster Linie zu danken hätten, würde ich schon dafür sorgen, daß das bestohlene Bankhaus Ihnen einen Teil der Belohnung zuwendet."

"Ich verspreche es Ihnen. Was könnte ich denn auch tun? Eine Warnung, die ich meinem Vater zugehen ließe, köme ja doch zu spät."

"Auf dem Friedhofe zu Brandenstein — sagten Sie?"

"Gewiß, Grevenberg hatte ja, als er die Tat beging, nicht Zeit genug, sich einen weiter entfernten Versteck zu suchen."

Hartmann sah auf seine Uhr. „Es dürfte invenerhin für heute zu spät verordnet sein. Glauben Sie, daß Ihr Vater noch in dieser Nacht das Geld zu heben versucht?"

"Ich halte das ganz für ausgeschlossen. Er kann doch auf dem ihm unbekanntem Friedhof nicht im Dunkel der Nacht aufs Geratewohl nach einem bestimmten Grabe suchen! Jedenfalls wird er sich im Laufe des morgigen Tages über die Lage des Hügel unterrichten, um dann die nächste Nacht zur Ausführung seines Vorhabens zu benutzen. Auch wenn Sie morgen früh fahren, können Sie ihm immer noch zuvorkommen."

"Nähere Angaben können Sie mir nicht machen? Sie können mir nicht wenigstens sagen, wer unter jenem Hügel begraben liegt?"

"Nein, denn Grevenberg selbst mußte den Namen des Toten nicht zu nennen, der dort bestattet ist. Er hatte ja absichtlich einen halb verfallenen Hügel gewählt, der von niemand mehr besucht und gepflegt wird, und deshalb war auch die Inschrift auf dem verwitterten Stein nicht mehr zu lesen. Aber die Skizze, mit deren Hilfe ich das Grab finden sollte, war sehr sorgfältig und genau. Grevenberg selbst hatte ja das größte Interesse daran, mich sicher zu orientieren."

Hartmann überlegte noch einen Augenblick. Dann war er entschlossen. „Ich will glauben, daß Sie mir mit alledem die Wahrheit sagen. Warten wir also bis morgen. Grevenberg selbst wird uns ja nicht entweichen, die Hauptsache ist, daß seine Beute uns nicht entgeht.“

Ganna antwortete ihm nicht. Mit der niedergeschlagenen Miene eines Menschen, dem man wider seinen Willen ein kompromittierendes Geständnis entlockt hat, verließ sie ohne Abschiedsgruß das Gemach.

(Fortsetzung folgt.)



Nur der ist frei, der sich selbst beherrscht. Altgriechisch

# Wie ich während des Krieges von Brasilien nach Deutschland kam.

(Originalbericht.)

## I.

Am Tage der Kriegserklärung hielt ich mich in Sao Paulo (Brasilien) auf, und als Reservist lag auch mir die Pflicht ob, sofort nach Deutschland zurückzukehren um meiner Kriegsbeorderung Folge zu leisten. Leider sollten mir bei diesem Vorhaben ungeahnte Schwierigkeiten entziehen. Am 4. August trat ich von Santos auf dem Dampfer „Zeelandia“ des Holländischen Lloyd's die Rückreise nach Europa an. An Bord dieses Dampfers befand sich eine große Anzahl Deutscher, die der gleiche Zweck nach der Heimat zurückführte. Bis Rio de Janeiro, wo wir am Morgen des folgenden Tages ankamen, ging die Reise glatt vonstatten. In Rio angekommen, verbreitete sich an Bord das Gerücht, daß der Dampfer nicht weiter fahren würde. Wir warteten bis zum Abend, als der Sekretär des deutschen Generalkonsulats an Bord kam und an uns die Aufforderung richtete, den Dampfer zu verlassen, da der Kapitän Schwierigkeiten mit den Engländern erwartete, denn England hatte an Deutschland inzwischen den Krieg erklärt. Selbstverständlich fand diese Aufforderung bei uns keine Gegenliebe. Am Morgen des 6. August wurde in den Schiffsräumen die Bekanntmachung angeschlagen, daß mit Einverständnis der holländischen Gesandtschaft in Rio sämtliche Angehörige der kriegführenden Mächte das Schiff verlassen müßten. Dagegen war nichts zu machen und alle Beteiligten verließen das Schiff, nur einige Damen und alle Herren konnten die Weiterreise antreten.

Auf der Dampferagentur erhielten wir nach stundenlangem Warten unser Fahrgehalt, welches in Gold gezahlt worden war, zurück. Da es unmöglich war von Rio fortzukommen, fuhr ich mit der Bahn nach Sao Paulo und von da nach Santos zurück, um die Überfahrt von dort aus zu versuchen. Aber auch diese Hoffnung wurde zu Wasser, da kein Kapitän Deutsche mitnehmen wollte.

Nun wollte ich es versuchen über Nordamerika nach Deutschland zu kommen und auf eine mündliche Anfrage beim amerikanischen Konsul in Santos erhielt ich die Antwort, daß von New York aus die Fahrt auf neutralem Schiff nach neutralem Land jeberzeit möglich sei. Am 18. August ging der Dampfer „Sao Paulo“ vom brasilianischen Lloyd mit Kaffee nach New York. Auf der Agentur der genannten Gesellschaft konnte ich einen Platz 1. oder 2. Klasse nicht mehr erhalten, da alles schon besetzt war, dreiviertel mit Deutschen. Es blieb mir also nichts weiter übrig, als Zwischendeck zu fahren. An Bord des Dampfers traf ich noch eine Anzahl Herren, größtenteils Kollegen, die ebenfalls mit der „Zeelandia“ nicht fortgekommen waren und die Rückreise auf gleichem Wege versuchen wollten. Eine Befichtigung unseres Schlaf- und Speiseraumes ergab, daß wir unsere Ansprüche an Luxus auf das denkbar niedrigste Maß herabsetzen mußten. Auch einige weitere Reisegefährten, einige Italiener und Spanier mit Kindern sowie ein Hammel, ein Schwein, ein Hund, zwei Raben und mehrere Papageien und Affen fanden nicht unseren Beifall, aber es war nichts dagegen zu machen. Wir kauften in der Stadt noch Biergestühle, Messer, Teller und Gläser, sowie Waschschüsseln, um unsere Bequemlichkeit etwas zu erhöhen.

Am 18. August verließen wir Santos und trafen am 14. in Rio de Janeiro ein, wo die Ladung vervollständigt wurde und die Post an Bord kam. Am 15. ging's von Rio weiter und in der folgenden Nacht passierten wir in der Höhe von Kap Rio zwei Kriegsschiffe. Nach ziemlich unruhiger Fahrt erreichten wir am 19. Pernambuco, wo wir noch eine Anzahl Zwischendecker hinzu bekamen. Außer einer großen Anzahl dort festliegender deutscher Dampfer lag auch das inzwischen gesunkene englische Kriegsschiff „Manmouth“ dort vor Anker. Da die Verpflegung im Zwischendeck für einen europäischen Gaumen so gut wie ungenießbar war, benutzten wir den eintägigen Aufenthalt, um Verpflegung, wie Würst, Konserven, Früchte usw. am Land zu kaufen.

Am 20. fuhr der „Sao Paulo“ ab, um durch die westindischen Inseln nach New York zu gehen. Um Kohlen und Verpflegung zu nehmen, mußte noch ein Hafen angelaufen werden.

Wir passierten die Inseln Barbados, Lucia, Martinique, Dominica, Guadeloupe, St. Thomas usw., aber von sämtlichen Plätzen kam der drahllose Bescheid, daß Kohlen nicht abgegeben würden. Da, wie schon erwähnt, die Verpflegung für uns im Zwischendeck nicht genießbar war, erhielten wir vom Kapitän die Erlaubnis, in der 2. Klasse gegen eine entsprechende Zugahlung unsere Mahlzeiten einzunehmen.

Endlich am 28. August erhielten wir von Puerto Rico Mitteilung, daß das Schiff dort Kohlen und alles Nötige erhalten könne. Kurz darauf ankerten wir in San Juan auf Puerto Rico. Bei unserer Abfahrt in Pernambuco grassierte dort gelbes Fieber und Boden und infolge dessen durfte vom Zwischendeck niemand an Land gehen. San Juan, ehemals spanischer Besitz, jezt unter amerikanischer Verwaltung, macht von der See Seite einen vorzüglichen Eindruck und besitzt ein gutes tropisches Klima.

Am 29. August verließen wir San Juan und die Mannschaften der dort liegenden deutschen Schiffe brachten uns bei der Abfahrt ein brausendes Hurra und die deutschen Flaggen senkten sich zum Abschiedsgruß. Am 3. September, nach einer herrlichen Reise bei glühend heißer Luft langten wir im Hafen von New York an. Dort sollten wir nach der bekannten Einwanderungsinsel, Ellis Island, gebracht werden, aber durch Vermittlung eines deutschen Herrn aus der 1. Klasse blieb uns dieser Weg erspart.

Gegen 2 Uhr gingen wir an Land und unser erster Weg war zu den für unsere Überfahrt in Frage kommenden Schiffsagenturen. Zu unserem Ärger mußten wir nun feststellen, daß es inzwischen auch hier unmöglich geworden war, als Deutscher Europa zu erreichen. Bei allen Linien wurden Pässe und Heimatspapiere verlangt und Deutsche ohne weiteres zurückgewiesen. Die Benthungen verschiedener, als blinde Passagiere oder Schiffsangestellte zu fahren, blieben auch erfolglos. Es galt nun, Papiere von neutralen Staaten zu bekommen und zwei Herren gelang es auch in verhältnismäßig kurzer Zeit etwas Passendes aufzutreiben. Es konnten die Überfahrt antreten und ohne größere Schwierigkeiten zu Ende bringen.

Die Geschäfte lagen in New York wegen des Krieges vollständig darnieder und Zehntausende von Kaufleuten waren stellunglos. Um nun meine Wartezeit in New York nicht nutzlos verstreichen zu lassen, versuchte ich irgend eine Arbeit zu finden, und hatte das Glück, schon am Tage meiner Ankunft zufällig einen Posten bei einer deutschen, in englischer Sprache erscheinenden Zeitung zu erhalten. Ich verdiente die Woche 7 Dollar, dies war ja nicht viel, aber immerhin ein Zuschuß zu meinen Reisepesen.

Nach drei Monaten hatte ich endlich einen neutralen, gut passenden Paß gegen schweres Geld erhalten können, und am 5. 12. konnte ich nach ausgedehnten Vorbereitungen den New Yorker Staub von den Füßen schütteln, um mit einem italienischen Dampfer die Reise nach Genua anzutreten. Meine deutschen Pässe hatte ich vorher an das Generalkonsulat nach Genua gesandt.

Nach überaus stürmischer Fahrt langte ich am 15. 12., morgens, in Gibraltar an. Die Engländer zwangen den Kapitän in den Hafen einzulassen. Die Ladung wurde durch einen Flaggoftizier und einen Dolmetscher auf Kontorbande und die Passagierliste auf Deutsche und Oesterreicher untersucht. Alle Fahrgäste, die einer anderen Nation wie Italien angehörten, mußten in den Salon und wurden dort an Hand ihrer Pässe auf Herz und Nieren genau geprüft. Es stellte sich nun heraus, daß 6 Herren in Frage kamen, und 5 Mann davon falsche Pässe hatten. Zwei Herren kamen durch und 3 Herren, zu denen auch leider ich gehörte, mußten nach einer sehr scharfen Gepäckrevision, als Deutsche verächtlich, an Land gehen, um dort angeblich zu den Konsuln des betreffenden Landes gebracht zu werden. Unser Gepäck mußten wir mitnehmen, und kaum sahen wir im Boot, da nahm der Dampfer das Fallreep hoch und ging sofort in See. An Land angekommen, sollten wir von drei englischen Soldaten, die vor unseren Augen scharf luden und das Seitengewehr aufplangten, angeblich erst zum Gouverneur gebracht werden, aber nach einstündigem Marsch waren wir plötzlich im Gefangenenlager auf der Festung. Unsere Proteste gegen diese Art der Behandlung wurden einfach nicht angehört, und wir mußten uns vorläufig fügen.

Aus der Kriegszeit,

Priesterwald!\*)

Dunkle Wollen, Geschütze dröhnen,  
Strachen und Ätzen, die Bäume stöhnen.  
Es fallen die Helmen,  
Schlachtenlärm schallt,  
Stätte des Grauens,  
Priesterwald.

Bäume zersplittern, donnernd sie fallen,  
Herzen erzittern, Wehrufe schallen.  
So mancher Tapfere,  
Still schon und kalt,  
Stätte des Todes,  
Priesterwald.

Niedere Hügel, ein Kreuzlein schlicht,  
Kind, erwarte den Vater nicht,  
Gattin, Mutter, das Glück brach bald,  
Stätte des Trauerns,  
Priesterwald.

Unerschrocken, verlustreich schon,  
Tapfer und treu stand das Bataillon.  
Trotzte dem Feinde kühl und kalt,  
Stätte des Ruhmes,  
Priesterwald.

Die „Gulaschkonone“ von 1870. In einem neuen Bande „Unsere Feinde — wie sie sich selber loben“ wird die Sammelung von Urteilen unserer Feinde über uns und ihrer eigenen Wert, die Dr. Berner Klette im Delfin-Verlag in München herausgibt, fortgesetzt, in dem die oft recht heben Äußerungen der Selbstkenntnis bei Franzosen, Engländern, Russen, Japanern, Belgiern, Serben usw. zu einem wenig schmeichelhaften Gesamtbilde aneinandergereiht werden. Ein Kapitel ist darunter den Äußerungen der Selbstkritik bei den Franzosen zu den für sie so verhängnisvollen Ereignissen von 1870/71 gewidmet. Francisque Sarcey erscheint als Kronzeuge für den Mangel an Voraussicht und Unordnung, der sich in der ganzen französischen Verwaltung von oben bis unten zeigte und der für die französischen Niederlagen und das Gerad des Landes verantwortlich gemacht wird. Die französischen Generale, die so wunderbar unwissend waren, daß einer von ihnen erst nach dem Namen des Flusses fragen mußte, als er an die Marne kam, und die keinen Begriff von der Bedeutung der militärischen Disziplin hatten, zeigten sich zum Ersatz dafür unmächtiglich in den kleinsten Einzelheiten des Kasernens Lebens und legten das größte Gewicht auf die Durchführung von Vorschriften, die meist für ganz andere Verhältnisse gegeben war. Als ein Beispiel von Tausenden erzählt Sarcey die Geschichte einer Einrichtung, die als Verkäufer unserer heutigen mit Recht so beliebten „Gulaschkonone“ gelten kann. Aber diese „Gulaschkonone von 1870“ hatte eben wegen der erwähnten Eigenart des französischen Dienstes ein sehr viel traurigeres Schicksal als ihre berühmte Nachfolgerin. „Unsere Generale“, erzählt Sarcey, „haben ein Vorurteil für die Suppe. Der Soldat muß seine Suppe gegessen haben, das ist ein Grundsatz der Kriegskunst in Frankreich. Napoleon — der erste, große — kostete selbst manchmal die Soldatensuppe. „Ist die Suppe gut?“ ist die jedesmalige Frage des Inspektors, wenn er das Regiment inspiziert. Nun ist eine Suppe allerdings sehr empfehlenswert, da sie erwärmt und den Magen füllt. Aber unsere Hausfrauen wissen auch, wie viele Stunden man braucht, um aus Rindfleisch eine gute Bouillon zu kochen. Im Feld aber ist es nicht so leicht, Holz und Wasser zu holen, den Kessel aufzutragen und auf das Feuer zu stellen. Kaum fängt das Wasser an zu kochen, so zeigt sich schon der Feind, und die Trompete bläst zum Aufbruch. Das Fleisch ist erst halb gekocht und so mit Verloren. Man schnallt seinen Gürtel enger und zieht mit leerem Magen weiter. Man wird sich erinnern, daß in diesem

\*) Das Gedicht wurde uns von einem Soldaten zur Verfügung gestellt, der es bei seinem gefallenen Kameraden im Priesterwalde vorfand.

Feldzug unsere Leute immer überrascht wurden, als sie gerade die Suppe kochten. Auch unsere Nationalgardisten haben auf allen Expeditionen, zu denen sie befohlen wurden, dem Reglement gemäß die Ingredienzien für eine Suppe und die dazu nötigen Geschirre auf dem Rücken tragen müssen, ohne daß sie jemals dazu gekommen wären, eine Suppe zu kochen oder zu essen. Es war eine Suppe für ihre Phantasie. Eines Tages fragte einer meiner Kameraden, der in einem Marschbataillon stand, ganz bescheiden einen alten General, den er kannte, weil er ihn früher in Gesellschaften getroffen hatte, ob es nicht, besonders in der Nähe einer großen Stadt, einfacher wäre, wenn man jedem Soldaten ein Stück gekochtes Fleisch gäbe, was er aus der Hand, in einer Gesechtspause, Gewehr bei Fuß, essen könnte? „Der Soldat muß seine Suppe haben“, antwortete der General gravitatisch. „Der Soldat schlägt sich nur gut, wenn er seine Suppe gegessen hat.“ „Gewiß, wenn er sie gegessen hat. Aber er ist sie nicht. Ich weiß nicht, wie man zur Zeit des ersten Kaiserreiches Krieg führte, ob unsere Brummbären mehr Ruhe hatten, oder ob das Wasser damals schneller kochte. Heutzutage kommen diese verurteilten Preußen immer gerade recht, um unsere Kessel umzustößen, bevor die Suppe gut ist, so daß wir nüchtern bleiben müssen.“ Der General zuckte unmerklich mit den Schultern, wie einer, der über einen Glaubensartikel nicht streiten will, und die Suppe ist ja zum Dogma geworden. Es geht ihr wie dem berühmten Kornister, in den der Soldat in schönster Ordnung alles packen muß, was er zum Leben braucht. Zwei Stunden von Paris entfernt muß er ihn auf dem Rücken schleppen, als ging's zum Krieg in die Steppen der Tataren. Geht es dann gegen den Feind los, so ist sein erstes, den Kornister auf den Boden zu werfen; natürlich findet er ihn bei der Rückkehr nicht wieder, wenn er überhaupt zu derselben Stelle zurückkommt. Das sind nur Kleinigkeiten, aber sie zeigen, daß in der französischen Armee der ganze Nachdruck der Disziplin auf Kleinliche Reglements gelegt wird, welche durch die Umstände auch den Ort völlig unnütz werden.“

Die Frauen beim englischen Heere. Ein Mitarbeiter des „Gaulois“ hat einen Monat im englischen Lager zugebracht und erzählt nun in kleinen Skizzen von den Eindrücken, die er bei den Verbündeten erhalten hat. Ein recht eigenartiges Bild handelt von den Frauen im englischen Heere. Die einzigen Frauen bei den Regimentern, so erzählt er, sind die Krankenpflegerinnen. Sie sollten in der Tat die einzigen Frauen bei einer englischen Truppe auf dem Marsche sein. Aber sie sind es nicht. Jeder verheiratete Offizier hat seine Gattin nachkommen lassen, und alle Welt findet das in schönster Ordnung, und daß die verheirateten Offiziere auch ihr Vergnügen haben wollen, pfeifen die Späßen von den Dächern. Die Generale aber brücken beide Augen zu. Auch Nichter alter Militärs — von Offizieren, die schon pensioniert waren, aber nach Erhöhung der Altersgrenze wieder in den Dienst traten, — folgen der Fahne des Regiments. Sie veranstalten Teegesellschaften, „mysterious-toas“, sie flirten mit den hübschen Leutnants, sie stricken halbkugelförmige Schärpen und veranstalten in den Hotels von Zeit zu Zeit kleine Tanzabende oder spielen Tennis . . . Die eigentlichen Krankenpflegerinnen, die „Nurses“, werden dagegen wie die Territorialtruppen eingereiht. Sie marschieren in Reih' und Glied. Einige von ihnen haben schon Feldzüge mitgemacht; sie waren in Transvaal und kennen ägyptische und indische Garnisonen. Mit einem kleinen Lächeln von oben herab blicken sie auf die Krankenpflegerinnen von Ball-Mall, auf die eleganten Damen, die jetzt die rote-Kreuz-Tracht angelegt haben und deren Photographien in den Londoner Räden ausgestellt sind. Die Regimentskrankenschwester versteht ein Krankenautomobil zu führen, sie kann stundenlang auf einem Ochsenkarren fahren, im Zelt oder auch nur mit einem Sack unter dem Kopfe auf der bloßen Erde schlafen. Der Lebensstrom einer Krankenschwester ist es bei alledem aber doch, eine Liebesheirat zu machen, einen Roman zu erleben. Ein schweres Amt haben auch die Krankenschwestern, die in den Lazaretttschiffen, die ständig zwischen Frankreich und England hin- und herfahren, tätig sind. Sie fürchten keine Unterseeboote, keine Tauben oder Zepeline, sie bleiben bei jeder Gefahr auf ihrem Posten, sie sind ruhig und phlegmatisch. Aber in jeder freien Minute sitzen sie über einem Roman oder sie gehen in die nächste Konditorei, denn eine richtige Krankenschwester muß diesen kleinen Fehler haben, sie muß naschen . . .